

**BERNHARD JAUMANN**

**CARAVAGGIOS  
SCHATTEN**

KRIMINALROMAN

Galiani Berlin

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Verlag *Galiani Berlin* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

Verlag Galiani Berlin

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

*Covergestaltung* Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

*Lektorat* Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Minion von Robert Slimbach und der Bourton von Kimmy Kirkwood

*Satz* Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

*Druck und Bindung* CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-197-3

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter [www.galiani.de](http://www.galiani.de)

**M**ach die Augen zu!«

»Was?« Rupert von Schleewitz blickte an der Galeriewand entlang. Selbst wenn die Barockgemälde dort nicht jedem den Atem rauben mochten, war das Anliegen seines Ex-Mitschülers Alban Posselt – gelinde gesagt – etwas seltsam.

»Ich führe dich vor das Bild, du machst die Augen wieder auf und sagst mir, was dir als Erstes daran auffällt«, sagte Alban.

Rupert verspürte nicht die geringste Lust auf dergleichen. Es reichte schon, dass er sich von Alban einen Besuch der Gemäldegalerie in Schloss Sanssouci hatte dekretieren lassen. Das muss dich als Kunstliebhaber doch interessieren, hatte Alban gesagt. Bloß sah sich Rupert nur bedingt als Kunstliebhaber. In erster Linie war er Inhaber einer Detektei, die sich auf Recherchen im Kunstmilieu spezialisiert hatte. Natürlich versuchte er, fachlich einigermaßen auf dem Laufenden zu bleiben, aber das hieß keineswegs, dass er auch seine Freizeit vorwiegend in Museen verbrachte.

Rupert schüttelte den Kopf und ging weiter. Sie näherten sich dem Kuppelsaal, zu dem sich der langgestreckte Galerieraum in der Mitte weitete. Der Mosaiksteinboden musste historisch von Belang sein, denn ein schützender Plexiglassteg führte die Besucher in sanftem Schwung über ihn hinweg.

Durch die hellen Vorhänge an der Fensterfront rechts schimmerte diffuses Sonnenlicht, am Tonnengewölbe der Decke protzte ein gefühlter Quadratkilometer Blattgold, und links reihten sich die Gemälde in barocker Hängung. Eins neben dem anderen, Rahmen an Rahmen, von oben bis unten, so dass die nördliche Wand fast gänzlich hinter den Leinwänden verschwand.

»Na komm schon, Rupert!«, sagte Alban. »Mach es mir zu liebe!«

Im Internat hatten sie sich ein Zimmer geteilt, doch dann hatte Rupert fünfundzwanzig Jahre lang keinen Kontakt zu ihm gehabt. Er hatte auch kein großes Bedürfnis danach verspürt. Was vorbei war, war vorbei. Der Schulzeit weinte er keine Träne nach, und als er sich dann doch einmal aufgegriffen hatte, bei einem Ehemaligentreffen zu erscheinen, hatten ihn diese Weißt-du-noch-damals-Gespräche eher genervt. Als gäbe es nichts Wichtigeres als die Marotten irgendwelcher längst verblichener Lehrer. Jedenfalls war ihm bei dieser Veranstaltung Alban über den Weg gelaufen, und der hatte ihn zu sich eingeladen. Rupert hatte höflichkeitshalber zugesagt, die Sache nach ein paar Tagen aber völlig vergessen. Ganz im Gegensatz zu Alban. Der hatte immer wieder angerufen, und als Rupert einmal sowieso nach Berlin musste, hatte er schließlich zugestimmt, auf dem Rückweg kurz in Potsdam haltzumachen. Bei einem Kaffee ein wenig zu plaudern würde ihn nicht gleich umbringen.

»Einen schnellen Kaffee kriegst du, klar«, hatte Alban gesagt, »aber dann muss ich dir unbedingt ein Bild zeigen.«

»Was für ein Bild?«

»Überraschung«, hatte Alban gesagt und nicht lockergelassen, bis Rupert schließlich eingewilligt hatte, ihn nach Sanssouci zu begleiten. Jetzt befanden sie sich hier in der Gemälde-

galerie. Ruperts Blick fiel auf das Bild einer nackten Venus mit totenblasser Haut, die schlafend auf einem Bett lag und ihren Hintern dem Betrachter entgegenstreckte. Ein aufgezogener Vorhang legte im Hintergrund dräuende Wolken über einer dramatisch untergehenden Sonne frei. Italienisch, spätes 16. oder frühes 17. Jahrhundert, dachte Rupert, und dann dachte er, dass er schon fast in München sein könnte, wenn er durchgefahren wäre.

Nicht dass es in der Detektei gerade viel zu tun gäbe. Im Moment hatten sie nur einen Auftrag, und der war eigentlich keiner. Eine alte Dame, der ihre Pflegeheimkosten über den Kopf wuchsen, wollte ein unsigniertes Landschaftsgemälde aus dem 19. Jahrhundert zu Geld machen und hätte gern einen Beweis dafür gehabt, einen echten Caspar David Friedrich oder Ähnliches zu besitzen. Eine völlig unbegründete Hoffnung, die Ruperts Mitarbeiter, Klara Ivanovic und Max Müller, ihr mit sanfter Sachlichkeit auszureden versuchten. Das würden die beiden auch ohne ihn schaffen. Aber es gab ja noch ein Leben außerhalb des Büros, und Rupert hatte gerade für heute Abend ...

»Mach die Augen zu, bitte!«, sagte Alban. Er hievte den Riemen seiner Umhängetasche über den Kopf, so dass er schräg über seine Brust verlief. Dann umgriff er mit seiner linken Hand Ruperts Oberarm. Ungefähr auf der Höhe, auf der sich früher bei einem Blinden eine dieser gelben Armbinden mit den drei Punkten befunden hätte. Existierte so etwas heutzutage überhaupt noch? Die Armbinden waren wahrscheinlich politisch unkorrekt geworden, weil sie Handicapträger stigmatisierten.

Albans Berührung war harmlos, aber doch auch unangenehm, wie es eben ist, wenn einem jemand, mit dem man im Grunde nichts zu tun hat, unverhofft zu nahe auf den Leib rückt.

Rupert widerstand dem Impuls, die Hand an seinem Oberarm einfach abzuschütteln. Stattdessen klopfte er seinerseits jovial auf Albans Schulter. Der machte keine Anstalten, loszulassen. Rupert sah sich um. Höchstens dreißig Leute hatten sich in die Galerie verirrt. Hier und da betrachtete jemand ein Bild, ein älteres Paar saß auf einer Fensterbank und ruhte sich aus, ein Grüppchen italienischer Touristen strebte laut plappernd auf das Kabinett zu, an dessen Eingang ein Museumswächter mit leicht vorgesetztem Spielbein stand. In der Pose ähnelte er der Marmorstatue, die auf ihrem Sockel hinter ihm hervorragte.

»Komm schon, Augen zu!«, sagte Alban.

»Na gut«, sagte Rupert. Dann spielte er halt mit. Er schloss die Augen und sagte: »Wenn's der Wahrheitsfindung dient.«

»Dann los!« Alban führte ihn mit festem Griff voran, über harten, glatten Boden. Nach etwa zehn Schritten stoppten sie. Rupert hörte in der Ferne jemanden lachen, er spürte Albans zweite Hand an seinem anderen Oberarm, und dann wurde er um neunzig Grad nach links gedreht. Obwohl er sich nur widerwillig Albans seltsamem Wunsch gefügt hatte, war er nun doch gespannt. Alban schnaufte vernehmlich aus und sagte: »Jetzt. Schau hin!«

Rupert öffnete die Augen. Zwei Meter vor ihm sprangen Schlaglichtflecken aus schwarzen Schatten hervor, formten sich zu Gesichtern, Leibern, Gewändern. Vier Männer steckten ihre Köpfe so zusammen, dass sie eine Raute bildeten. Dem vordersten waren tiefe Falten in die Stirn eingegraben. Er beugte sich nach vorn und blickte mit weit aufgerissenen Augen seiner rechten Hand hinterher. Der ausgestreckte Zeigefinger wies auf eine Wunde im halb entblößten Oberkörper des links stehenden Manns. Nein, der Finger tastete nach der Wunde, er stieß so weit in sie hinein, dass sich die Haut über dem Schnitt aufwölbte.

»Der Ungläubige Thomas«, murmelte Rupert. Der Apostel, der den anderen Jüngern so lange nicht glauben wollte, dass Jesus auferstanden war, bis er dessen Wundmale mit eigenen Händen berührt hätte. Dann erschien Jesus auch ihm und forderte ihn auf, seinen Finger in die Wunde an seiner Seite zu legen. Du glaubst, weil du siehst, sagte er dem erschütterten Thomas und fügte hinzu, dass aber diejenigen selig seien, die glaubten, ohne sich mit eigenen Augen von der Wahrheit überzeugen zu müssen.

»Die Geschichte haben sie uns im Internat bis zum Verrecken eingebläut«, sagte Alban leise von hinten.

Ja? War das so gewesen? Rupert konnte sich nicht erinnern, doch wahrscheinlich hatte Alban schon Recht. Wie sonst sollte Rupert die Details der Geschichte noch so genau im Kopf haben? Eine Messe hatte er seit Ewigkeiten nicht mehr besucht, und die Bibel gehörte gewiss nicht zu seinen Standardlektüren. Dennoch glaubte er zu wissen, dass der auf dem Gemälde dargestellte Moment nicht dem Evangeliumstext entsprach. Dort war keine Rede davon, dass Thomas tatsächlich in die Lanzenwunde gegriffen hatte. Schon gar nicht auf eine so drastische Art. Es konnte einem übel werden, wenn man sich ansah, wie tief er in die Wunde hineinstocherte. Noch dazu mit solch dreckigen Fingern. Der Schmutzrand unter dem Nagel des abgespreizten Daumens war fast übertrieben naturalistisch gemalt. Obwohl er sich abgestoßen fühlte, schaffte Rupert es nicht, den Blick abzuwenden. Ohne sich umzudrehen, sagte er: »Das ist ...«

»*Der Ungläubige Thomas* von Caravaggio«, sagte Alban.

Klar, Caravaggio. Wer sonst hätte diese Szene so effektiv aufladen können, hätte Grauen und Faszination so perfekt vereint? Caravaggio, der Provokateur mit dem brutalen Blick fürs ungeschminkte Leben. Der sich als Modelle für seine

Madonnen mit Vorliebe römische Huren ausgesucht hatte. Der sich in Kneipen geprügelt und sogar einen Mord begangen hatte. Langsam ließ Rupert seinen Blick von der Seitenwunde nach oben wandern.

Der Kopf Jesu fiel auf die Brust hinab, sein Gesicht lag im Schatten, die Augen schienen geschlossen. Wenn er mit der rechten Hand nicht das Grabtuch zurückziehen würde, könnte man fast meinen, dass er immer noch tot am Kreuz hänge. Doch er war sowieso nur eine Randfigur. Den Mittelpunkt der Komposition bildete zweifelsohne der Kopf des Thomas. Er war größer als der von Jesus und schien fast aus dem Gemälde herauszuspringen. Verstärkt wurde dieser Eindruck durch die vorragende, in grelles Licht gesetzte Schulterpartie. Zum unteren Bildrand hin versanken die Konturen dagegen in Dunkelheit.

»Also?«, fragte Alban. Seine Hände lagen noch immer an Ruperts Oberarmen, nur krallten sich die Finger jetzt so fest, dass es schmerzte. Genug war genug. Rupert langte nach oben und löste den Griff an seinem linken Arm. Alban ließ auch auf der anderen Seite los. Offensichtlich wusste er nun nicht, wohin mit seinen Händen. Schließlich faltete er sie über seiner Umhängetasche. Dann lächelte er Rupert entschuldigend zu, doch das Zittern seiner Mundwinkel verriet, wie angespannt er war. Was war eigentlich los mit ihm?

»Ein eindrucksvolles Bild«, sagte Rupert, »und ziemlich verstörend.«

»Was ist dir als Erstes aufgefallen?«

»Licht und Schatten. Diese harten Kontraste.«

»Und weiter?«

»Der Thomas. Wie er mit dem Finger in der Wunde wühlt, als wolle er seinen Herrn und Meister ein zweites Mal durchbohren.«

»Nein«, sagte Alban. Er wandte sich dem Gemälde zu.

»Nein?«

»Das ist nicht das Wesentliche. Der Herr und Meister führt ihm ja die Hand. Dafür kann der Thomas nichts. Dafür nicht.« Alban machte einen Schritt nach vorn und stieß dabei mit dem Unterschenkel an die Kette, die den geforderten Mindestabstand zu den Bildern markierte. Die Kette klirrte, Alban wurde laut. »Herrgott, Rupert, jetzt schau halt hin!«

Rupert beugte sich vor und musterte die drei Hände, die im Vordergrund des Gemäldes eine leicht geschwungene Linie bildeten. Er hatte gesagt, was ihm aufgefallen war, er hatte mitgespielt. Was wollte Alban eigentlich noch? Dass Rupert ihm eine kunsthistorische Vorlesung hielt?

»Siehst du es wirklich nicht?«, rief Alban seltsam erregt.

Worauf auch immer er hinauswollte, deswegen brauchte er sich nicht so zu echauffieren. Rupert blickte sich nach dem Museumswächter neben der Statue um. Der war anscheinend durch Albans Lautstärke aufmerksam geworden und schlen- derte auf sie beide zu.

»Kannst du nicht ein wenig leiser brüllen?«, fragte Rupert.

Alban schien ihn nicht gehört zu haben. »Pass auf, Jesus ist schließlich sein Meister. Gekreuzigt, gestorben, auferstanden von den Toten und nun erschienen, um speziell ihm, dem ungläubigen Thomas, diese Auferstehung zu beweisen. Ist doch eine irre Sache, aber was tut der Idiot?«

»Jetzt krieg dich mal wieder ein. Das ist doch nur ein Gemälde«, sagte Rupert. Was auch immer Alban umtreiben mochte, es war nicht Ruperts Problem. Er wollte es nicht wissen. Er hätte sich gar nicht erst zu diesem Museumsbesuch überreden lassen sollen. Ein andermal gern, hätte er sagen müssen, aber heute habe er noch einen wichtigen Termin in München. Er habe sich wirklich gefreut, seinen ehe-

maligen Zimmergenossen zu treffen, nur müsse er nun leider sofort ...

»Weißt du, was dir als Erstes hätte auffallen müssen?« Alban wandte sich ruckartig Rupert zu. Seine Umhängetasche schlug dabei gegen einen der Ständer, an denen die Absperkette aufgehängt war. Alban zog die Tasche nach vorn.

»Was?«, fragte Rupert und lächelte dem Wächter entgegen, der bis auf wenige Meter herangekommen war.

»Bitte Abstand halten!«, sagte der Wächter.

Rupert nickte. Alban öffnete die Schnallen der Umhängetasche und griff mit der rechten Hand hinein. Dann stieg er über die Absperkette.

»He, Sie!«, rief der Wächter. »Kommen Sie sofort zurück!«

Alban wandte sich zu ihm um. Seine Hand fuhr nach vorn, die geballten Finger umschlossen ... Das war doch nicht möglich! Alban hatte plötzlich ein Messer gezückt. Ein Küchenmesser mit handspannenlanger Klinge. Er reckte es dem Museumswächter entgegen und brüllte: »Genau, Abstand halten, sonst ...!«

Rupert vermochte den Blick nicht von dem Messer zu lösen. Es hatte eine schmale, leicht gebogene und spitz zulaufende Klinge. Ein Tranchiermesser, dachte Rupert und fragte sich im selben Moment, warum ihm die eigentliche Funktion des Messers bedeutsam erschien. Und wieso es so glänzte, als habe Alban stundenlang daran herumpoliert. Und warum zum Teufel er so ein Ding in seiner Tasche herumtrug. Rupert sagte: »Ganz ruhig, Alban!«

Der Museumswächter schien vor Schreck erstarrt. Auf der Ausweiskarte an seiner Weste waren das Logo und der Name der Sicherheitsfirma *Fridericus* aufgedruckt. Und darunter konnte Rupert den Namen des Manns lesen: S. Probst. Wofür das S. wohl stand? Simon, Sven, Stefan? Rupert sagte: »Steck das Messer weg, Alban!«

»Einfach wegstecken, was?«, fragte Alban. Dann drehte er sich um, holte mit der Rechten aus und trieb das Messer in die Leinwand. Genau in das weit aufgerissene Auge des Ungläubigen Thomas. Alban zog die Klinge langsam nach schräg unten, über Thomas' Nase hinweg und an der Hand Jesu vorbei, die den Unterarm des ungläubigen Jüngers in Richtung der Seitenwunde führte. Die Leinwand knirschte unter dem Schnitt, ein auf- und abschwellender Sirenton legte sich über das Geräusch. Die Alarmanlage, dachte Rupert und wunderte sich, dass sie so leise war. Nicht mehr als eine ferne Begleitmusik für einen surrealen Film, in den er unversehens geraten war. Alban zog das Messer aus dem Gemälde heraus, stach auf den rechten Jünger ein, riss das Messer aus der Leinwand, stach erneut zu.

»Alban!«, brüllte Rupert. Er musste etwas tun, musste einschreiten, musste Alban von hinten umklammern und von dem Bild wegzerren, aber er vermochte sich nicht zu rühren. Seine Arme, seine Beine waren wie festgefroren. Er konnte nur staunend zusehen, wie der Museumswächter wieder zum Leben erwachte. Zwar wagte auch der nicht, sich direkt auf Alban zu stürzen, doch er griff nach der Standleuchte neben dem Gemälde. Mit beiden Händen nahm er sie knapp über dem Rundfuß auf und drosch auf Albans Rücken ein. Schon beim ersten Schlag knickte das Aluminiumrohr der Leuchte. Alban wehrte sich nicht. Er schüttelte sich, löste die Finger vom Messergriff und drückte seine Stirn gegen das Bild.

Irgendwo kreischte jemand hysterisch, der Sirenton schwoll gleichmäßig an und ab, untermalte Fußgetrappel, Keuchen, halb unterdrückte Rufe. Rupert stand einfach da und sah zu, wie Alban sich langsam umwandte und wieder über die Absperrung zurückstieg. Der Wächter ließ das verkrüppelte Leuchtenrohr sinken. Das Gemälde hing noch an

der Wand. In der Mitte zeigte es eine klaffende Schnittwunde, und im Kopf des im Hintergrund befindlichen Jüngers steckte das Tranchiermesser. Es hatte einen dunklen Holzgriff, der mit drei silbern glänzenden Schrauben fixiert war.

**P**ressekonferenz im Polizeipräsidium Potsdam. Anwesend sind circa dreißig Vertreter von Funk, Fernsehen, Online- und Printmedien, die Pressesprecherin der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten sowie der Leiter der Polizeiinspektion Potsdam.

»Guten Tag, meine sehr verehrten Damen und Herren. Wie Ihnen ja bereits bekannt ist, wurde gestern ein Messerattentat auf das Gemälde *Der Ungläubige Thomas* von Caravaggio verübt. Bevor Sie die Gelegenheit bekommen, Ihre Fragen zu stellen, möchte ich Sie kurz über die Fakten informieren. Etwa um 15 Uhr 10 betraten zwei Männer die Gemäldegalerie in Schloss Sanssouci. Sie bewegten sich zielstrebig auf das besagte Gemälde zu und betrachteten es einige Zeit. Dann zog einer der beiden unvermittelt ein mitgeführtes Messer hervor, überwand die Absperrung und fügte dem Bild einen etwa vierzig Zentimeter langen Schnitt sowie vier Stiche zu. Dadurch wurde ein Alarmsignal bei der zuständigen Sicherheitszentrale ausgelöst. Die beiden Männer konnten durch die Angestellten der Sicherheitsfirma vorläufig festgesetzt und den Kollegen der Schutzpolizei übergeben werden. Sie werden innerhalb der gesetzlichen Frist, also noch heute, dem Haftrichter vorgeführt werden. Bei den Tatverdächtigen handelt es sich um einen 41-Jährigen mit Wohnsitz in Potsdam und einen Gleichaltrigen aus München. Erste Vernehmungen wurden durchgeführt, doch der Hauptbeschuldigte macht bisher keine Angaben zum Sachverhalt. So kann ich Ihnen über das

Motiv der Tat zum jetzigen Zeitpunkt noch keine Auskünfte geben. Was den entstandenen Schaden an dem Caravaggio-Gemälde angeht, übergebe ich an Frau Meulen von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten. Bitte, Frau Meulen.«

»Guten Tag auch von meiner Seite. Zuerst die positive Nachricht: Obwohl diese schreckliche Tat mit beträchtlichem Zerstörungswillen durchgeführt wurde, können wir nach einer ersten Einschätzung unserer Restauratorin darauf hoffen, dass das Bild vollständig wiederhergestellt werden kann. Mit den nötigen Voruntersuchungen und Analysen wird der Restaurierungsprozess allerdings Monate dauern, in denen das Werk der Öffentlichkeit vorenthalten werden muss. Das ist nicht nur für die Gemäldegalerie ein herber Schlag. Immerhin ist unser *Ungläubiger Thomas* eins von nur zwei in Deutschland aufbewahrten Caravaggio-Gemälden. Wie Sie sicher wissen, stammt das Werk aus der Sammlung des römischen Marchese Vincenzo Giustiniani und wurde 1815 zusammen mit vier anderen durch König Friedrich Wilhelm III. angekauft. Drei dieser Gemälde sind im Mai 1945 bei einem Brand zerstört worden, so dass neben unserem Meisterwerk nur ...«

»Wie viel ist es wert?«

»Bitte?«

»Der Schätzpreis. Können Sie uns eine Vorstellung geben, von welchem Wert wir hier sprechen?«

»Das Bild ist von unschätzbarem ideellem und ästhetischem Wert. Da ein Verkauf nicht zur Debatte steht, ist eine Preisbildung ...«

»Im oberen zweistelligen Millionenbereich?«

»Das ist hypothetisch, aber ja, durchaus.«

»Können Sie uns erklären, wieso jemand mit einem Messer in die Galerie spazieren und ungehindert auf ein praktisch ungeschütztes Gemälde dieses Rangs einstechen kann?«

»Wie Sie richtig bemerkten, sind wir eine Gemäldegalerie und kein Hochsicherheitstrakt. Aber natürlich wird im Lichte der gestrigen Ereignisse auch das Sicherheitskonzept einer genauen Prüfung unterzogen werden. Völlig ausschließen kann man solche Attentate allerdings nie. Im Übrigen weise ich darauf hin, dass das Aufsichtspersonal unter Gefahr für Leib und Leben eingeschritten ist und so schlimmere Zerstörungen verhindert hat. Auch die Einsatztruppe unserer Sicherheitsfirma *Fridericus* war bereits sieben Minuten nach Eingang des Alarms am Tatort und hat die beiden Männer umgehend überwältigt.«

»Sieben Minuten? Bedeutet das, dass die Täter gar nicht zu fliehen versucht haben?«

»Das scheint so zu sein, ja.«

»Die wollten also festgenommen werden?«

»Das kann Ihnen mein Kollege von der Polizei wohl eher beantworten.«

»Leider nein, Frau Meulen. Wie gesagt, zum jetzigen Zeitpunkt der Ermittlungen kann über die Beweggründe der Tatverdächtigen nur spekuliert werden.«

»Haben Sie denn Erkenntnisse, ob einer der Täter bereits psychisch auffällig geworden oder einschlägig vorbestraft ist?«

»Davon ist uns nichts bekannt.«

»So etwas kann doch nur ein Verrückter tun, oder?«

»Das zu beurteilen liegt nicht in meinem Ermessen. Sie können sicher sein, dass gegebenenfalls vom Gericht entsprechende Sachverständige zugezogen werden. Der Herr hier vorn, bitte.«

»Noch eine Frage an Frau Meulen: ein Schnitt und vier Stiche. Glauben Sie, dass das Zufall ist?«

»Wie meinen Sie das?«

»Jesus hatte durch die Nägel, mit denen er ans Kreuz

geschlagen wurde, vier Wundmale an Händen und Füßen. Und an der Seite wurde ihm mit einer Lanze eine Schnittwunde zugefügt.«

»Die war aber in der christlichen Ikonographie der letzten zweitausend Jahre nie auch nur annähernd vierzig Zentimeter lang. Und außerdem haben der Schnitt und die Stiche von gestern zwar den Thomas und die beiden anderen Jünger, nicht aber die Jesusfigur beschädigt. Nein, diese zahlenmäßige Übereinstimmung dürfte Zufall sein. Ich möchte den polizeilichen Ermittlungen nicht vorgreifen, doch halte ich es für eher unwahrscheinlich, dass der Anschlag religiös motiviert war. Oder gar als kunsthistorischer Kommentar zu lesen ist.«

**K**lara Ivanovic hatte den für den nächsten Vormittag vereinbarten Kundentermin bei Frau Probst gleich abgesagt, als Rupert sich am Abend gemeldet hatte. Er sei aus dem Polizeigewahrsam entlassen worden und werde morgen im Büro erscheinen. Klara hatte das restliche Personal der Kunstdetektei von Schleewitz in Person ihres Kollegen Max Müller informiert. Dessen Fragen hatte sie nur zum kleinsten Teil beantworten können, denn sie wusste auch bloß, dass Rupert unter dem Verdacht festgenommen worden war, am spektakulären Messerattentat auf den Caravaggio in Potsdam beteiligt gewesen zu sein. Der pure Wahnsinn, hatte Max gesagt. Er könne es kaum erwarten, Näheres zu erfahren. Und tatsächlich, während er normalerweise eher spät zur Arbeit erschien, saß er an diesem Morgen schon am Schreibtisch, als Klara das Büro betrat.

»Keine familiären Verpflichtungen heute?«, fragte sie.

»Die kommen auch mal ohne mich klar«, sagte Max und meinte mit »die« wohl weniger die Verpflichtungen als seine

beiden Töchter. Er hatte sogar die Zeit gefunden, irgendwo eine Unmenge an Butterbrezen zu besorgen. Um den Chef mit einem gemütlichen Frühstück willkommen zu heißen, sagte er. Als habe der nicht bloß anderthalb Tage in einer Polizeizelle verbracht, sondern jahrelang in einem nordkoreanischen Straflager Hunger leiden müssen. Dann schaltete Max den Computer ein. Die nächste halbe Stunde verbrachte er damit, das Internet auf Neuigkeiten über das Attentat zu durchforsten und dabei zwei der Butterbrezen zu verspeisen.

Rupert tauchte um Viertel nach neun auf. Klara kannte ihn seit Jahren und glaubte zu wissen, dass er auf die Potsdamer Ereignisse betont cool reagieren würde. Er gehörte nun mal zu dem Typ Männer, die ungern eingestanden, dass sie nicht alles im Griff hatten. Die zehnmal lieber mit einer flapsigen Bemerkung über Unangenehmes hinwegstrichen, als sich einmal kritisch mit sich selbst auseinanderzusetzen. Egal, wie es wirklich in ihnen aussah. Im Alltag machte das den Umgang mit Rupert eher unkompliziert, weil er auch von anderen nicht erwartete, dass sie sich auf ihn einließen. Freilich, eine ernsthafte Beziehung mit einem wie Rupert hätte Klara nicht lange ausgehalten, aber das musste sie ja auch nicht. Sie war ganz zufrieden mit ihrem Singledasein. Zumindest, wenn sie sich vorstellte, dass sie beim Nachhausekommen irgendeinen Typen vorfinden würde, der auf ihrem Sofa fläzte und sich in der Glotze ein Fußballspiel anschaute.

Jedenfalls hatte Klara erwartet, dass Rupert vor seinen Mitarbeitern grinsend auf business as usual machen würde, doch dem war nicht so. Es wäre auch kaum glaubhaft gewesen, so lädiert, wie er aussah. Ein großes Pflaster zierte sein Kinn, über dem Wangenknochen war die Haut aufgeschürft und die linke Hand war vom Handgelenk bis zum Daumenansatz bandagiert.

»Mein Gott«, sagte Max, »haben die dich in der Polizeiwache gefoltert?«

»Sehr witzig«, sagte Rupert. Ohne sich weiter bitten zu lassen, erzählte er, wie befremdlich sich sein ehemaliger Schulkamerad in der Galerie benommen hatte. Beim Attentat selbst habe Rupert einfach nur fassungslos zugesehen. Erst danach, als Alban blöde herumstand und wie hypnotisiert auf das Messer in der Leinwand starrte, habe er seinen Freund an den Schultern gepackt und angebrüllt. Oder eher seinen Bekannten aus der Jugendzeit, von Freundschaft könne ja gar keine Rede sein. Jedenfalls habe er eine Erklärung verlangt. Er habe einfach kapieren wollen, was da gerade passiert war. An etwas anderes habe er überhaupt nicht gedacht. Selbst als die Sicherheitsleute die Galerie stürmten und ein verfluchter Rentner vom Aufsichtspersonal »Die beiden da!« gerufen und auf Alban und ihn gedeutet habe, selbst da habe er noch nicht begriffen, was ihm drohte. Und dann seien sie auch schon über ihm gewesen, ein heftiger Stoß, und er sei mit dem Kinn über den Boden geschrammt. Irgendwer habe ihm ein Knie in den Rücken gedrückt und die Arme nach hinten gedreht.

»Wie in einem Actionfilm«, sagte Max. Er streckte Rupert die Tüte mit den Butterbrezen entgegen.

»Es sind nur ein paar Kratzer, nicht weiter schlimm.« Rupert sah über die Tüte hinweg.

»Dann haben sie dich bei der Polizei natürlich gleich dabehalten. Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.«

»Ich konnte sagen, was ich wollte, die haben mir nicht geglaubt. Immerhin habe ich geredet, und da Alban anscheinend von Anfang an die Aussage verweigerte, dachten sie wohl, sie müssten mich nach allen Regeln der Kunst ausquetschen, um weiterzukommen. Ich vermute, dass ich nur entlassen wurde, weil sie inzwischen die anderen Galeriebesucher

befragt hatten. Die müssen ihnen bestätigt haben, dass ich an der Tat nicht beteiligt war. Meine bloße Anwesenheit war dem Haftrichter dann doch zu wenig, um Untersuchungshaft anzuordnen.« Rupert trat an die Kaffeemaschine und ließ sich einen Espresso heraus.

»Na, jetzt ist es ja überstanden«, sagte Max.

Wenn es um Recherchen in Akten oder im Internet ging, war er wirklich gut. Er wühlte gründlich, vermochte die entscheidenden Details in einem Wust von Unwichtigem zu identifizieren und erarbeitete oft sinnvolle, nur manchmal etwas gewagte Schlussfolgerungen. Seine Mitmenschen richtig einzuschätzen gelang ihm dagegen deutlich schlechter. Ein aufmerksamer Blick auf Rupert hätte genügt, um zu erkennen, dass da noch gar nichts überstanden war. Klara sagte: »Sie haben dich nur laufen lassen, weil sie mussten. Aber im Grunde glauben sie dir kein bisschen.«

»Genau so sieht es aus«, sagte Rupert und nippte an seinem Kaffee.

»Das kann dir doch wirklich egal sein«, sagte Max.

Rupert kippte den Rest des Espresso hinab. »Ich hätte selbst gern ein paar Fragen beantwortet. Zum Beispiel, warum dieser Idiot auf einen Caravaggio einsticht, als hätte der ihm wer weiß was angetan. Oder wieso ...«

Max griff nach einer dritten Butterbreze. Er nahm die obere Hälfte ab, musterte die Butterschicht und drückte die beiden Hälften wieder übereinander. Dann fragte er nach: »Oder wieso was?«

»Ist auch egal«, sagte Rupert.

»Oder wieso dieser Alban dich zu der Tat mitgenommen hat«, sagte Klara. »Aber im Grunde kennst du ja die Antwort schon.«

»So? Dann lass mal hören!«

Rupert hatte mal erwähnt, dass sein Jugendfreund Alban seit vielen Jahren in Potsdam wohnte. Wenn es ihm nur darum gegangen wäre, das Caravaggio-Bild zu zerstören, hätte er das schon längst tun können. Und zwar genauso gut allein. Wenn er aber seine Tat vor einem großen Publikum zelebrieren wollte, hätten sich sicher geeignetere Gelegenheiten finden lassen. Er wollte also kein großes Publikum, sondern ein ganz spezielles. Nämlich Rupert. Nein, das stimmte noch nicht ganz. Denn dann hätte er von sich aus nach München fahren und Rupert so lange bequatschen können, bis der mit ihm in die Alte Pinakothek gegangen wäre, wo sich ja auch genug Meisterwerke zur Verwüstung anboten. Doch er hatte erwartet, bis Rupert nach Potsdam kam. Weil es ihm um Rupert *und* das Caravaggio-Gemälde ging.

»Er hat den *Ungläubigen Thomas* einzig und allein für dich zerstört, Rupert«, sagte Klara.

Rupert stellte die Kaffeetasse ab und deutete ein Beifallklatschen an. Auch wenn seine linke Hand nicht von einer Mullbinde bedeckt gewesen wäre, hätte man wohl kaum etwas gehört. Er sagte: »Dafür liebe ich dich, Schätzchen. Bloß eins stimmt nicht. Er hat das Bild nicht zerstört, er hat es nur beschädigt. Er hätte es in quadratzentimetergroße Stücke zerschneiden können, wenn er gewollt hätte. Zeit genug dafür war allemal.«

»So schlau wie ich war die Potsdamer Polizei sicher auch, oder?«, fragte Klara.

»So schlau war vor allem ich. Um keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen, habe ich denen gesagt, dass es meine Idee gewesen sei, die Galerie in Sanssouci zu besuchen. Das kam auch ganz überzeugend rüber, fand ich, schließlich interessiere ich mich ja von Berufs wegen für Kunst. Die logische Folgerung war natürlich, dass Alban keinen

lang ausgeheckten Plan verwirklicht hatte, der irgendwie auf mich gezielt hätte. Er drehte einfach aus unerklärlichen Gründen durch, war Opfer eines spontanen Anfalls geistiger Umnachtung, der sich genauso zu einem anderen Zeitpunkt gegen ein anderes Objekt hätte richten können. Warum er ein Messer mitführte, könne ich doch nicht wissen, habe ich gesagt. Vielleicht habe er immer eins dabei. Die Polizisten konnten nicht viel dagegen einwenden. Misstraut haben sie mir trotzdem.«

Rupert hatte so weit gelogen, wie es nötig war, um vorläufig aus dem Knast herauszukommen. Für ihn selbst konnte die Sache damit aber nicht geklärt sein. Er wusste genau, dass das Attentat ohne seine Anwesenheit nicht stattgefunden hätte. Nur wieso? Klara fragte: »Was hast du mit dem Caravaggio-Bild zu schaffen?«

»Nichts«, sagte Rupert. »Gar nichts.«

»Es muss mit dem Bild zu tun haben.«

Rupert schüttelte den Kopf. Er sah plötzlich so ratlos aus, dass Klara das Bedürfnis fühlte, ihn tröstend in den Arm zu nehmen. Und warum auch nicht? Sie stand auf und ging um den Schreibtisch zu Rupert hinüber. Dann legte sie doch nur ihre Hand leicht auf seine Schulter. Er schien es gar nicht zu bemerken.

»Was mir als Erstes an dem Bild auffällt, hat mich Alban gefragt. Ich habe was von Licht und Schatten gesagt, aber das war nicht das, was er hören wollte.«

»Ich besorge eine gute Reproduktion«, sagte Klara. Es musste doch möglich sein, herauszufinden, was für Ruperts Freund an dem Caravaggio wichtig war. Und gleichzeitig so skandalös, dass es zerstört werden musste. Nein, beschädigt, berichtete sich Klara in Gedanken.

**K**lara hatte nie verstanden, wieso ihr Vater den Hof in Berbling überhaupt gekauft hatte. Sicher, der kleine Ort war ganz hübsch und die Voralpenlandschaft um ihn herum konnte man kaum anders als idyllisch bezeichnen. Hübsch und idyllisch waren aber Attribute, die Ivanovic nicht nur als Künstler abgrundtief verabscheute. Oberflächenkategorien für Leute, die glücklich mit ihren erbärmlichen Illusionen waren, nannte er dergleichen. Eine wahre Erfahrung gehe aber immer unter die Haut, tief hinein ins eigene Fleisch.

Früher, bevor der Oberwirt pleitegegangen war, hatte er solche Einsichten den Stammtischbrüdern entgegengeschleudert. Wie leicht vorauszusehen war, hatte er bald seinen Ruf als Spinner und kaum verkappter Anarchist weg. Das focht ihn zwar nicht an, trug aber auch nicht dazu bei, sich in dieser sehr überschaubaren Dorfgemeinschaft wohlfühlen zu können. Er war ein Stadtmensch, ein geborener Außenseiter und – obwohl er das heftig bestritten hätte – ein Intellektueller, dem Berbling eigentlich gar nichts zu bieten hatte.

Ivanovic hatte auf den vielen Platz im Haus verwiesen, auf die Scheune, die er zum Atelier umbauen wollte, auf den nahe gelegenen Wald, in dem er abtauchen könne, wenn ihm alles auf den Sack gehe. Das war Klara schon damals viel zu praktisch argumentiert gewesen, um glaubhaft zu sein, und inzwischen hatten sich diese angeblichen Vorzüge von selbst erledigt. Die meisten Zimmer im Haupthaus hatte er seit Jahren nicht betreten. Das Atelier, das nie ganz fertig geworden war, nutzte er nicht mehr, und seit seine Krankheit fortgeschritten war, musste er auch auf die Waldspaziergänge verzichten. Klara hatte ihm vorgeschlagen, nach München zu ziehen. Sie könne sich dann öfter um ihn kümmern, die Arztpraxen seien ums Eck, und falls er mal eine Ausstellung besuchen wolle, brauche ein Taxi keinen halben Tag Anfahrtszeit.

»Selbst wenn ich wollte, München kann ich mir nicht leisten«, hatte Ivanovic gesagt.

»Wenn du den Hof verkaufst?«

»Und dafür miete ich mich in irgendeinem betreuten Wohnknast ein, wo ich mit lauter Grenzdabilen *Mensch ärgere dich nicht!* spiele und als Jahreshighlight im Dezember Weihnachtssterne bastle?«

»So ist das überhaupt nicht«, hatte Klara gesagt. »Ich habe da von einem Heim gehört ...«

»Kein Wort mehr davon! Ich bleibe hier, bis sie mich mit den Füßen voran raustragen.«

Klara blieb nichts anderes übrig, als die fünfzig Kilometer von München zu ihm hinauszufahren, und das tat sie normalerweise auch mindestens einmal pro Woche. Wenn sie bis zum Hals in Arbeit steckte und ein oder zwei Besuche ausfallen lassen musste, wurde sie regelmäßig unruhig. Nicht weil sie befürchtete, dass ihr Vater die Treppe hinabgestürzt war oder einen neuen Parkinson-Schub erlitten hatte. In einem solchen Fall hätte sich Agnieszka, seine polnische Pflege- und Haushaltskraft, sofort bei ihr gemeldet. Das Problem war eher, dass Ivanovic jederzeit im Stande war, sich irgendein verrücktes Kunstprojekt auszudenken, das er dann ohne Rücksicht auf andere sowie auf sich und seine eingeschränkten Möglichkeiten in Angriff nahm. Nur zu gut erinnerte sich Klara an den Tag, als er die Berblinger Dorfstraße mit roten und blauen Streifen bemalt hatte. Als sie eingetroffen war, hatte er völlig erschöpft auf dem Asphalt gesessen und trotzdem nach mehr Farbe verlangt, weil er unbedingt bis zum Friedhof kommen wollte.

Sicherheitshalber fragte Klara bei jedem Besuch gleich nach, was ihr Vater gerade treibe. So auch jetzt, sobald sie sich zu ihm an den Küchentisch gesetzt hatte. Agnieszka stand am

Herd und machte Wasser für ihren obligatorischen Kräutertee heiß.

»Was soll ich schon treiben? Gar nichts«, sagte Ivanovic. Er saß auf seinem Stuhl und hatte die Hände auf dem Tisch ineinandergelegt. Der linke Unterarm wackelte rhythmisch. Die Bewegung pflanzte sich bis in die Fingerspitzen fort. Davor lag ein etwa siebzig auf fünfzig Zentimeter großes Aquarell, das eine Ortschaft am See mit Bergkulisse im Hintergrund zeigte.

»Und was ist das?«, fragte Klara.

»Der Tegernsee.«

Klara wartete auf weitere Erklärungen, aber es kam nichts. Sie stand auf und blickte ihrem Vater über die Schulter. Das Bild war naturalistisch gemalt, handwerklich passabel, in der Stimmung heiter bis leicht bewölkt. Es hatte allerdings nichts, aber auch gar nichts aufzuweisen, was für jemanden wie Ivanovic spannend wirken könnte. Klara fragte: »Was willst du denn damit?«

»Ich habe es von einem Bauern drüben bei Miesbach gekauft. Ein Familienerbstück, meinte er, aber woher es ursprünglich stammt, wusste er nicht. Der Blick geht von der Westseite des Sees Richtung Rottach-Egern. Der Bebauung nach denke ich, dass es so um 1910 herum entstanden ist.«

»Und was willst *du* damit?«

»Was wollen wir damit, Agnieszka?«, fragte Ivanovic.

»Wir hängen an Wand«, sagte Agnieszka und goss den Tee auf.

»Das ist mal eine super Idee.« Ivanovic lachte. Das war ein schlechtes Zeichen. Wenn er gut gelaunt war, gab es dafür meist einen Grund, den alle außer ihm mindestens befremdlich fanden.

»Du führst doch irgendetwas im Schilde, oder?«, fragte Klara.

»Quatsch. Außerdem bist du nicht mein Kindermädchen. Sag lieber, was es bei dir Neues gibt.«

Bei ihr? Damit meinte er ihre Arbeit. Die Provenienzrecherchen der Detektei, die Geschichten um Raubkunst, mutmaßliche Fälschungen und gierige Sammler interessierten ihn, auch wenn er mit sarkastischen Bemerkungen über den verrotteten Kunstmarkt nicht sparte. Was in Klara selbst vorging, hatte ihn dagegen nie gekümmert, solange sie zurückdenken konnte. Nun ja, sie war auf seine fürsorgliche Teilnahme auch nicht angewiesen, schon lange nicht mehr. Sie erzählte ihm von Ruperts Abenteuer in Potsdam und dem Messerattentat auf den *Ungläubigen Thomas*.

»Caravaggio«, sagte ihr Vater, »das war einer von den wenigen, die man gelten lassen kann. Der hat sich einen Scheißdreck um die Konventionen gekümmert. Raufereien, Duelle, Mord, was haben sie ihm nicht alles vorgeworfen, und wahrscheinlich sogar mit Recht. Bloß für sein Werk bleibt das völlig unerheblich. Schau dir bloß die Bilder an. Jedes einzelne ist bis ins Letzte durchkomponiert und bannt gleichzeitig den flüchtigen Moment, als hätte er genau an der entscheidenden Stelle die Zeit angehalten. Spontaneität plus Reflexion, das hat schon was.«

»Du bist ein Caravaggio-Fan?«, fragte Klara.

»Ich habe in Rom zum ersten Mal etwas von ihm gesehen, in irgendeiner Kirche, in die mich deine Mutter geschleppt hat. Da hing der Petrus an seinem Märtyrerkreuz. Caravaggio hatte ihn diagonal durchs Bild gelegt, mit dem Kopf nach unten. Die Perspektive, die Lichtregie, das hat mich schon ziemlich umgehauen, aber natürlich habe ich das damals nicht zugegeben. Ich habe nur gesagt, wie genial ich es finde, dass der Caravaggio die Päpste von ihrem ersten Vertreter an auf der schiefen Bahn gesehen hat.«

»Und Mutter?«

»Humorlos war sie schon damals gewesen.«

»Über Papst man macht keine Witze«, sagte Agnieszka. Sie schob Ivanovic eine Tasse mit Kräutertee zu, kippte zwei Löffel Zucker hinein und rührte um.

»Ihr habt in der Kirche zu streiten begonnen?«, fragte Klara. Sich gegenseitig zu verletzen war das, was ihre Eltern bis zur Trennung immer am besten beherrscht hatten. Kein Wunder, sie hatten es ja auch ausdauernd geübt. Die Kunst diente dabei als Schlachtfeld, und zwischen die Fronten zu geraten war für niemanden ein Vergnügen, am allerwenigsten für eine Tochter, die meist überhaupt nicht verstand, worum es gerade ging.

»In derselben Kapelle gab es auch noch *Die Bekehrung des Paulus*, das war genauso irre. Ein Riesengaul nimmt fast das ganze Bild ein, und der Heilige ist ganz unten an den Rand gequetscht.«

»Dazu ist dir doch sicher auch etwas eingefallen«, sagte Klara. »Ich meine, um Mutter zu provozieren.«

Ivanovic zitterte den Tee zum Mund, nahm einen Schluck und stellte die Tasse klappernd auf dem Unterteller ab. Ein wenig grünliche Flüssigkeit schwappte dabei über. Ivanovic starrte auf die Pfütze und sagte: »Das Zeug schmeckt noch beschissener als sonst immer.«

Über seine Ex-Frau wollte er offensichtlich nicht reden. Seine verdächtig gute Laune hatte sich ziemlich schnell verflüchtigt, und zu allem Überfluss begann draußen die Berblinger Kirchturmglöcke zu läuten. Alles war also in bester Ordnung. Klara lächelte Agnieszka begütigend zu.

**K**lara hatte angeboten, einen Kunstdruck des *Ungläubigen Thomas* zu beschaffen, doch Rupert hatte sich lieber gleich selbst darum gekümmert. Im Internet hatte er

eine entsprechende Firma ausfindig gemacht, eine hochwertige Ausführung auf *Canvas Venezia* ausgewählt, das Ding im größtmöglichen Format von zweiundsiebzig auf achtundneunzig Zentimeter bestellt und 119 Euro dafür bezahlt. Plus die Zusatzkosten für die Expresslieferung. Jetzt war das Paket da. Rupert riss die Verpackung auf und lehnte die Leinwand gegen seinen Computerbildschirm.

Der Druck war gar nicht so schlecht. In Kontrasten und Farbtönen glich er erstaunlich dem Eindruck, den das Original in Ruperts Erinnerung hinterlassen hatte. Nur die dunklen Stellen waren etwas undifferenzierter. Man musste wissen, dass zwischen den Gewändern von Jesus und Thomas eine Abstufung im Grau-Schwarz vorhanden war, um sie hier erkennen zu können. Rupert wunderte sich, wie genau er die Details des Originals im Kopf hatte, obwohl er das Bild nur ein paar Minuten betrachtet hatte.

Rupert setzte sich in seinen Schreibtischsessel und rollte ein wenig zurück, um erst einmal einen Überblick zu bekommen. Ein Halbbogen bestimmte die obere Hälfte der Komposition. Er verlief von Jesus' Ellenbogen über die Stirn des hinteren Jüngers zum äußeren Arm des rechten Apostels. Die beiden Enden des Bogens hatte Caravaggio mit einer etwas wackeligen Geraden verbunden, die vor allem durch die drei in einer Waagerechten befindlichen Hände betont wurde. Zwei von den Oberarmen akzentuierte Diagonalen kreuzten sie von rechts unten und lenkten den Blick zum Kraftzentrum, der durch die vier Köpfe gebildeten Raute.

Hübsch gemacht, dachte Rupert, bloß zeigten ihm die Kompositionslinien keinen Weg zu den Antworten, die er eigentlich finden wollte. Wieso hatte Alban auf das Bild eingestochen? Warum in seiner Gegenwart? Was zum Teufel verband

den Ungläubigen Thomas, Alban und ihn selbst? Der Schlüssel musste irgendwo in dem Gemälde liegen.

Die Köpfe. Keiner der abgebildeten Männer hielt den Kopf aufrecht, alle vier beugten ihn nach vorn, nach unten. Ob das etwas zu bedeuten hatte? Warum neigte man den Kopf? Aus Ehrerbietung, aus Verlegenheit, aus Scham? Oder weil man sich etwas zutuscheln wollte, was nicht für jedermanns Ohren bestimmt war? Es wirkte fast so, als sei da auf dem Bild eine geheimnisvolle Verschwörung im Gange. Zu welchem Zweck auch immer.

Im Internat hatte Rupert mit ein paar anderen Jungs mal einen Geheimbund gegründet, da mussten sie etwa elf oder zwölf Jahre alt gewesen sein. Alban war natürlich auch mit von der Partie gewesen. *Die schwarze Hand* hatten sie sich genannt. Wie sie auf den Namen gekommen waren, wusste Rupert nicht mehr. Vielleicht war bloß das markante Handsymbol, mit dem sie ihre chiffrierten Botschaften unterzeichneten, dafür ausschlaggebend gewesen. Ein bestimmtes Ziel hatte *Die schwarze Hand* Ruperts Erinnerung nach nicht verfolgt. Außer geheim zu bleiben und eine Gemeinschaft herzustellen, indem man andere bewusst ausschloss. Irgendwann hatte jemand die ganze Sache blöd gefunden, und dann war der Geheimbund sanft entschlafen.

Auf Caravaggios Gemälde wurde auch keine Verschwörung gezeigt. Dazu wäre eine Verständigung zwischen den Verschwörern nötig, aber die existierte nicht. Keiner schien etwas zu flüstern, und keinem der Männer hatte der Maler einen Augenkontakt zu einem der anderen gegönnt. Selbst die drei Apostel nahmen einander nicht wahr, auch wenn Körperhaltung und Blickrichtung sie als eine Einheit verstehen ließen. Der Jesus in der linken Bildhälfte gehörte nicht dazu. Der Farbton, das verschattete Gesicht, die ganze Stimmung,

die er ausstrahlte, schienen zu beweisen, dass er sich in einer eigenen, von den anderen abgetrennten Sphäre aufhielt. Fast unwirklich kam sie Rupert jetzt vor.

War es das, was Alban eingefordert hatte? Hätte Rupert erkennen sollen, dass Jesus auf dem Bild gar nicht wirklich da war, sondern nur als Erscheinung, als eine Imagination der verwirrten Apostel? Rupert war weder Kunsthistoriker noch Theologe, doch ihm war schon klar, was es bedeutet hätte, wenn Caravaggio das tatsächlich so gemeint hätte. Es wäre Gotteslästerung gewesen, ein Leugnen der biblischen Überlieferung und der Grundwahrheit des christlichen Glaubens, dass Jesus in Fleisch und Blut von den Toten auferstanden sei. Eine solche Aussage hätte den Maler schnell auf den Scheiterhaufen bringen können.

Rupert wusste nicht, ob Caravaggio so viel Ketzerei und Risikobereitschaft zuzutrauen gewesen war. Aber selbst wenn diese Interpretation jeder historischen Grundlage entbehrte, konnte Alban das Gemälde durchaus so verstanden haben. Nur, was interessierten Alban theologische Fragen? Beruflich hatte er damit jedenfalls genauso wenig zu tun wie mit Malerei. Er hatte erzählt, dass er bei der Stadt Potsdam arbeite und hauptsächlich mit Liegenschaftsverwaltung befasst sei. Es hatte sich so langweilig angehört, dass Rupert auf Nachfragen verzichtet hatte.

Trotzdem, die Auferstehungserzählung und speziell die Anekdote um den Ungläubigen Thomas hatten Alban zweifellos beschäftigt. Und angesichts des Bilds seelisch ziemlich aufgewühlt. Bis zum Verrecken hätte man ihnen diese Geschichte im Internat eingebläut, hatte er gesagt. Bloß galt das für anderes religiös Erbauliches sicher genauso, denn damals in der Schule ging es doch die Bibel rauf und runter. Das Sankt-Georg-Internat im beschaulichen Rannertskirchen war eben ein

katholisches Institut, das sich in seinen Erziehungsbemühungen auf die Grundwerte des christlichen Abendlands berief. Als Junge hatte Rupert das hingenommen, ohne sich groß darüber aufzuregen. Ob man die zwölf Apostel oder die Zahnformeln diverser Säugetiere auswendig lernte, hatte für ihn keinen Unterschied gemacht.

Seine Welt war eh eine andere gewesen, nämlich die der unendlichen Weiten ferner Sonnensysteme, in denen die Helden der *Perry-Rhodan*-Heftromane ihre Abenteuer erlebten. Vor allem die Mutanten mit ihren telekinetischen, telepathischen und sonstigen paranormalen Fähigkeiten hatten ihn fasziniert. Freilich hatte er auch als Zwölfjähriger die Science-Fiction-Geschichten ganz gut von der Realität zu trennen gewusst. Höchstens in einem ganz abgefahrenen Tagtraum hatte er sich vielleicht mal zusammenphantasiert, diesen oder jenen verhassten Lehrer allein mit der Macht der Gedanken aus dem Klassenzimmerfenster entschweben zu lassen.

Rupert konzentrierte sich wieder auf den Kunstdruck vor ihm. Konnte man die Thomas-Szene tatsächlich als Darstellung einer nur phantasierten Erscheinung verstehen? Die drei Jünger rechts mit ihren vom Leben gezeichneten Gesichtern und den abgetragenen, löchrigen Gewändern gehörten eindeutig der Alltagswelt an. Der bleiche Jesus mit seinem übergeworfenen hellen Grabtuch hatte dagegen zweifelsohne etwas Irreales an sich. Nur die Seitenwunde und der Finger, der in sie eindrang, störten. Sie griffen von der realen in die Erscheinungswelt über und waren so überwältigend körperlich gemalt, dass sie nicht imaginiert gemeint sein konnten. Die Wunde war echt, und selbst wenn der Thomas auf dem Gemälde sie nicht wirklich sehen konnte, so konnte er sie doch unzweifelhaft spüren. Der Eindruck der Berührung hallte in jeder Faser seines Körpers nach.

Den Finger in die Wunde legen. Hatte das Alban umgetrieben? Den Finger in die Wunde legen hieß, eine schmerzhaft Wahrheit auszusprechen, jemanden auf unangenehme Weise mit einem Übel zu konfrontieren oder ihn an etwas zu erinnern, was er glücklich vergessen zu haben glaubte. War Rupert vielleicht dieser Jemand? Aber wieso gerade er, den Alban gut fünfundzwanzig Jahre lang aus den Augen verloren und anscheinend nicht besonders vermisst hatte? Und wenn doch, warum hatte Alban dann nicht einfach gesagt, was ihm auf dem Herzen lag? Nein, das ergab keinen Sinn. Den Finger in die Wunde legen war nichts als eine Redensart. Deswegen stach man nicht auf ein unschätzbar wertvolles Gemälde ein. Rupert zupfte an dem Verband um seine linke Hand herum.

Auf Caravaggios Bild war die Seitenwunde Jesu auf seltsame Weise gedoppelt. Der zweite Schnitt dominierte den rechten Teil der Komposition, hatte ungefähr die gleiche Länge, lag auf der gleichen Höhe, war aber im Unterschied zur Wunde vertikal ausgerichtet. Und er stellte deutlich Profaneres dar: Am Gewand des Ungläubigen Thomas war nämlich die Naht aufgeplatzt, mit der der linke Ärmel am Wams befestigt war. Ein Stück helle Haut schimmerte unter dem Stoff hervor. War das nur ein verspieltes Detail, oder sollte es die innere Verlorenheit des Apostels unterstreichen? Ein Riss im Gewand als Echo auf die tödliche Verletzung der Haut des Meisters?

Wie war es eigentlich mit dem Ungläubigen Thomas weitergegangen? Rupert legte den Kunstdruck auf den Schreibtisch und fuhr den Computer hoch. Der Zweifler war in der Überlieferung schnell zum Heiligen mutiert. Er hatte den Osten missioniert, war durch Vorderasien bis nach Südindien gelangt, wo er christliche Urgemeinden gegründet und in Mylapore, dem heutigen Chennai, den Märtyrertod erlitten haben soll. Und zwar, indem er mit Lanzen durchbohrt

wurde. Da schau mal einer an, dachte Rupert, Stichwunden, wohin man auch blickt. Ob auch Alban ...?

Ruperts Handy meldete eine eingetroffene WhatsApp-Nachricht.

Wenn Alban sich irgendwie verletzt fühlte und er, Rupert, dabei eine Rolle spielte, dann musste er bis in die Internatszeit zurückdenken. Vielleicht war dieser kindische Mach-mal-die-Augen-zu-Prolog sogar dazu gedacht gewesen, Rupert in ihre gemeinsamen Kindheitsjahre zurückzusetzen. Hatte er damals etwas getan, was Alban einen Stich ins Herz versetzt haben konnte? Er vermochte sich an nichts zu erinnern, nicht einmal an harmlose Streitereien, wie es sie ohne Zweifel gegeben haben musste. Überhaupt waren seine Erinnerungen an das Sankt-Georg-Internat seltsam verblasst, wie in einem dichten Bodennebel versunken, aus dem nur hier und da ein Ereignis oder ein Bild hervorragten.

Ruperts Handy klingelte.

Wie die Klassenräume ausgesehen hatten und sogar, ob er im ersten oder im zweiten Stock unterrichtet worden war, wusste er überhaupt nicht mehr. Dagegen hatte er das Treppenhaus im Hauptgebäude, dem ehemaligen Schloss, noch genau vor Augen. Den etwas abgestoßenen roten Läufer über den Stufen, das breite Steingeländer, auf dem man so gut nach unten rutschen konnte, was natürlich streng verboten war und gerade deshalb bei jeder sich bietenden Gelegenheit getan wurde. Auch an das große Gemälde des Namenspatrons der Schule erinnerte sich Rupert. Der heilige Georg war in der Schlosskapelle als Drachentöter am Werk. In silbern glänzender Rüstung und mit einer Lanze, deren Spitze auf jenem Bild allerdings durch die Schuppenhaut eines Untiers drang. Aus der Wunde spritzte das Blut so drastisch, dass es Rupert sogar damals übertrieben vorgekommen war.

Ruperts Handy hörte zu läuten auf, doch es dauerte keine fünf Sekunden, bis es von Neuem begann. Rupert warf einen Blick aufs Display. Es war Max. Eigentlich konnte es sich um nichts wirklich Wichtiges handeln. Rupert blickte auf die Stirnfalten des Ungläubigen Thomas und ging ans Telefon.  
»Ja?«

»Hast du den Link schon angeschaut, den ich dir geschickt habe?«, fragte Max.

»Was ist denn los?«

»Potsdam«, sagte Max, »dein Bild, also, ich meine, der Caravaggio, auf den dein Freund eingestochen hat ...«

»Er ist nicht mein Freund«, sagte Rupert.

»Egal, es geht ja auch um das Gemälde.«

»Und was ist damit?«

»Es ist geklaut worden.«

**P**ressekonferenz in der Staatskanzlei des Landes Brandenburg. Anwesend sind circa sechzig Vertreter von Funk, Fernsehen, Online- und Printmedien, die Pressesprecherin der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Hauptkommissar Weiland von der Polizeiinspektion Potsdam, der Pressesprecher der Staatsanwaltschaft Potsdam und die Staatssekretärin des Ministeriums des Inneren und für Kommunales Brandenburg.

»Können wir anfangen, meine sehr geehrten Damen und Herren? Ich darf Sie zu dieser PK begrüßen und möchte zuerst Herrn Weiland von der Polizei Potsdam um eine kurze Zusammenfassung der gestrigen Ereignisse bitten.«

»Das vor drei Tagen bei einem Messerattentat beschädigte Gemälde *Der Ungläubige Thomas* sollte gestern gegen zehn Uhr von der Galerie in das Wissenschafts- und Restaurierungszentrum der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten überführt

werden. Für den Transport wurde ein Kleintransporter eingesetzt, der das Gelände in der Zimmerstraße nach wenigen Minuten erreichte. Als der Fahrer vor dem Gittertor neben dem ehemaligen Hans-Otto-Theater anhielt und das Autofenster öffnete, um sich per Gegensprechanlage anzumelden, tauchten zwei vermummte Personen auf. Sie bedrohten die beiden Insassen des Transporters mit Handfeuerwaffen und erzwangen sich so Zugang zur Fahrerkabine. Einer der Vermummten übernahm das Steuer und fuhr in westlicher Richtung los. Der Transporter wurde gegen Abend an einem Waldweg nahe Bad Belzig aufgefunden. Aus dem Laderaum konnten Fahrer und Beifahrer, die gefesselt und geknebelt worden waren, befreit werden. Ihnen geht es den Umständen entsprechend gut. Das Bild war allerdings verschwunden. Die Ermittlungen wurden sofort eingeleitet.«

»Gibt es eine heiße Spur, Herr Weiland?«

»Wir haben soeben die Einrichtung der *Soko Thomas* beschlossen, in der vorerst fünfzehn Kollegen aus verschiedenen Abteilungen den vorhandenen Hinweisen nachgehen werden. Sie können davon ausgehen, dass wir alles Menschenmögliche tun werden, um der Täter habhaft zu werden und das Kunstwerk sicherzustellen.«

»Bedeutet die Einrichtung einer Soko, dass Sie mit länger dauernden Ermittlungen rechnen, weil Sie keine Ahnung haben, wo sich das Bild befinden könnte?«

»Die Einrichtung einer Sonderkommission bedeutet, dass spezialisierte Kräfte gebündelt werden, um in einem Fall von überragender Bedeutung schnellstmöglich Erfolge zu erzielen.«

»Die beiden Täter wussten offensichtlich über Zweck, Ziel und Zeitpunkt des Transports genau Bescheid. Spricht das nicht dafür, dass jemand mit Insiderwissen an dem Raub beteiligt war?«